

## Zionismus

Unser Auto biegt um die Ecke bei Sunem. Jesrael grüßt noch versteckt aus seinen Feigenkaktus heraus. Dann saust das Gefährt das Dschaludtal hinunter. Die Quelle, an der Gedeon seine Mannen gesondert zum Kampf gegen die Beduinen von Madian, die eben dieses breite Flußtal als Einfallspforte benützt, ist auf der Karte verzeichnet. Doch die Häuser daneben? „Eine neue jüdische Kolonie“, wird geantwortet. Weiter geht es. Wieder weiße Würfelhäuser am Hang der Gelboaberge. Grünes beginnt sich an den kahlen Fuß der Berge zu legen, auf die weder Regen noch Tau zur Totenklage fallen soll: „Beth Alpha, eine jüdische Kolonie.“ Da, weiter unten, ein biblischer Anblick: eine Schafherde zieht dicht gedrängt hinter einem jüdischen Hirten von der Nordseite herunter. Wir erinnern uns an das Palästina buch von Landauer, wo ein jüdischer Schafhirte mit schwarzem Lockenkopf drüben von Tell Joseph mit seiner Herde abgebildet ist (S. 214). Ein uns in Europa fast unmöglich scheinender Anblick! „Ein jüdischer Schafhirte“, sagte einer zum andern im Auto, als ob nicht in der Bibel gerade dies das allerbekannteste Bild wäre. Überall, wenn die Karte mit ihren Angaben versagt, sind wir auf die Antwort gefaßt: „Eine neue zionistische Kolonie.“ Immer geheimnisvoller, gefahrvoller wurde dieses Wort, besonders als der Verfasser an diesem Tag beim Besuch der Ruinen von Besan mit knapper Not dem Schicksal entging, von einem der arabischen Aufseher mit der Nilpferdpeitsche „als verkappter Jude“ verprügelt zu werden.

Es ist Gewitterspannung im Lande. Wird der Zionismus seine Ziele erreichen? Schon hat er vom besten Boden in der Jesraelebene, am Hulesee, in der Saronebene, bei Jerusalem viel in seinen Händen. Schon drängen sich die jüdisch geleiteten Omnibuswagen am Jaffator Jerusalems in erstaunlicher Zahl; stets hört man beim Betreten „Schelom“ in der Nachbarschaft grüßen.

Es ist fast wie gesuchter Trost in einer gewissen Beklemmung, wenn man die innern Wirrnisse und Schwierigkeiten im Zionismus erwähnt und glaubt, sich damit beruhigen zu können. Nicht hinter die Kulissen und das Parteigetriebe wollen wir zu schauen versuchen, sondern uns unbefangen mit Hilfe der Mathematik und Geographie ein vorläufiges Urteil über die zionistische Arbeit und Hoffnung bilden. Leitfaden soll uns dabei das erste Heft der Schriftensammlung „Jüdische Siedlung und Wirtschaft“ sein, das von Dr. Alfred Wiener eine „Kritische Reise durch Palästina“ bringt<sup>1</sup>. Eigenes Studium soll uns bei der von zionistischer Seite stark angefochtenen Stellung dieses hervorragenden Mitgliedes des Vorstandes des „Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ zeigen, wohin die Waagschale nüchterner und doch mit Idealismus rechnender Untersuchung neigt. Wie Wiener mit seiner Schrift die Liebe zum Lande der Urväter wecken und bestärken, wie er den Weg bahnen will, die Palästinaarbeit aus den Auseinandersetzungen politischer Parteien auszuschalten, damit diese kolonialisatorische und religiöse Arbeit frei von allen politischen Zielsetzungen von jedem jüdischen Deutschen gefördert werden kann,

<sup>1</sup> Berlin 1927, PhiloVerlag.



so wollen auch wir nicht mit der Schilderung der Parteiverhältnisse und Ereignisse die Zeit verlieren, zumal wir hier nicht zuständig sind, sondern nüchtern der Sprache der Palästinawissenschaft lauschen. Wiener macht darauf aufmerksam, wie ja eine Propaganda- und Abwehrschriftstellerei notwendig tendenziös sein muß, so daß man von einem „unbekannten Palästina“ reden könne.

Zunächst ist Palästinas Aufnahmefähigkeit nach der geographischen Seite zu erwägen. Es ist kleiner, als man es sich vorzustellen gewohnt ist. Das „Heilige Land“ ist mit seinen 23100 qkm nur dreimal größer als der Freistaat Hessen. Württemberg mit seinen 19512 qkm kommt nahe heran an die gleiche Größe. Oberbayern hat 16683 qkm, Westfalen 20220, Provinz Rheinland ungefähr 27000 qkm. Doch kommen für Palästina in Abzug all die kulturunfähigen Böden, die fast zwei Drittel des Mandatgebietes ausmachen. Nehmen wir bei den durch die unsichere Südgrenze schwankenden Zahlen die von Wiener angegebenen, so sind 8271 qkm kulturfähiger Boden. Das ist also ein Drittel der Rheinprovinz, die Hälfte Württembergs. 1927 war davon ein Neuntel in jüdischem Besitz, also 919 qkm, das wäre etwas mehr als Großberlin.

Machen wir einen Vergleich mit den zur Behebung der Not der Ostjuden erstrebten anderweitigen Siedlungen. Rußland stellte im Süden Land zur Verfügung, das 4370 qkm mißt, wobei 1925/26 allein 10570 jüdische Familien auf 1800 qkm angesiedelt wurden. In Argentinien findet sich ein sechseinhalbmal so großes jüdisches Siedlungsgebiet als das palästinensische mit 5960 qkm; 33124 Menschen in 5848 Familien wurden Ende 1926 gezählt. Auch Brasilien und Kanada besitzen jüdische Siedlungsflächen.

Wollte man nur wirtschaftlich helfen, so wären dort bessere Aussichten als in Palästina.

Aber die Zionisten wollen mehr: einen jüdischen Staat. „So wie London den Engländern gehört, so soll Palästina den Juden gehören“, sagte einer sehr deutlich. Die berühmte Balfour-Erklärung vom 2. November 1917 in dem Brief an Lord Rothschild spricht von der Errichtung „of a national home for the Jewish people“. Die zionistische Formel von „the re-establishment of Palestine as the national home of the Jewish people“ wurde in „establishment“ geändert; das macht aber in der Sache keinen so großen Unterschied. An diese Erklärung halten sich die Zionisten und fordern von der englischen Regierung die Einhaltung des Versprechens. Wie steht es mit dieser Aussicht?

Da ist zunächst darauf hinzuweisen, daß der jüdische Besitz aus verschiedenen Anteilen besteht, wobei nur 20% in Händen der Zionisten sind. Weit aus den meisten Boden besitzt die im Sinne Rothschilds und Hirschs unpolitisch eingestellte „Palestine Jewish Colonisation Association“, die 1925 aus zwei seit 1883 tätigen Organisationen entstanden ist („PICA“). So ist also die jüdischerseits geleistete Kulturarbeit nicht einseitig allein den Zionisten zuzuschreiben.

Wenden wir uns den zionistisch geleiteten Unternehmungen zu. Aus Rußland und Polen stammen 75% aller der 26289 eingewanderten, gebliebenen Juden; dann kommen Mesopotamien, Amerika, Türkei. Deutschland mit 1,3% und 1926 mit 2½% beteiligt, steht an letzter Stelle. So ist es begreiflich, wenn mit russischen Methoden gearbeitet wird. Eine ungeheure,



redselige Propaganda malt Kulissen vor das Land des irdischen Paradieses. Reichlich werden Zukunftswchsel ausgestellt. Die aus Osteuropa einwandernden Juden (Chaluzim), ideal und hingebungsvoll, sind meist sozialistisch eingestellt und suchen ihre Ideen in die Tat umzusetzen. Da der Kapitalist noch kein beachtenswerter Gegenspieler in Palästina ist, so haben die Arbeiter und ihre Organisationen freies Feld. Daher ist das jüdische Palästina ein einzigartiges „Versuchsfeld“ in der Welt geworden, auf dem die verschiedensten Programme der Sozialisierung um jeden Preis verwirklicht werden sollen.

Wiener führt den Fall Solel Boneh, einer Arbeiterkooperative, weiter aus, um zu zeigen, welche Unsummen von Geldern, gepaart mit den „nationalen Forderungen“, dieser sozialistische, bolschewistische Idealismus gekostet, welche schwere Mißerfolge er aufzuweisen hat (S. 47). „Er ist charakteristisch für den Eigensinn und den Fanatismus, mit denen jahrelang an der Durchführung gewisser sozialistischer und nationaler Forderungen in Palästina festgehalten wird. In Palästina soll eben — koste es was es wolle — das, was im kapitalistischen Europa und Amerika zu erreichen unmöglich ist, durchgesetzt werden.“ Neben den sozialistischen Konsumvereinen und Stadtverwaltungen (Tell Aviv) sind es die „Kwusoth“ (die kommunistische Art der Gemeindefiedlung), die radikal-sozialistische Ideen verwirklichen sollen. Sie sind nur aus der Psychologie des polnischen und russischen Sozialismus zu verstehen. Nationale Eigenheiten machen sich da bemerkbar, aber nicht die jüdischen, sondern die russischen und polnischen. „Es hat manchmal etwas Rührendes, zu beobachten, wie diese Chaluzim und Chalufoth im Lande ihrer nationalen Sehnsucht die Menschheit scheinbar beglückende Arbeits- und Wirtschaftsformen lehren und leben wollen, obwohl dem ruhigen Beobachter bei der harten Schule, die das Leben ihnen bisweilen bescherte, Verbitterung und Abkehr naheliegender dünken.“ Die Einnahmen der Kwusoth gehen in die gemeinsame Kasse. Löhne werden nicht bezahlt. Die Verpflegung ist gemeinschaftlich. Jeder muß der Reihe und der Eignung nach einmal Landarbeiter, einmal Küchengehilfe, einmal Kutscher, einmal Verwalter sein. Selbst die Leibwäsche ist gemeinsames Eigentum. Eine Eheschließung im religiösen Sinne oder nach staatsbürgerlicher Vorschrift kennt man im allgemeinen nicht. Werden Kinder geboren, so müssen diese von den Eltern den Kinderpflegerinnen ausgehändigt werden. Jrgend eine religiöse Beeinflussung findet nicht statt. Die Feste werden national gefeiert. Es gibt Kwusoth mit 400 und kleine mit 40 Personen. Über Verteilung der Arbeiten, den Einkauf von Maschinen, den Verkauf der Produkte bestimmt nicht ein leitender Kopf, ein Fachmann, sondern die Versammlung der Genossen. Dieses Bild Wieners zeigt den ganzen Idealismus solcher Reformen, die trotz längerer Anwesenheit im Lande nie zu einem trauten Heim kommen können, jahrelang sich mit kümmerlicher Unterkunft begnügen, die als Tischler vielleicht anfangen, um als Gelegenheitsarbeiter weiterzumachen, monatelang arbeitslos sind (Mai 1926 etwa 6000 und Ende 1926 gar 8000) und schließlich als Chauffeure Fahrzeuge der jüdischen Automobilgesellschaften bedienen. Im Frühling ergießt sich ein ungeheurer Strom von wandernden arbeitslosen Chaluzim durch das Land, besonders durch Galiläa. Die zionistische Organisation verzeichnet für 1925 21 solche „Kwusah“ genannte Gemeinden. Sie war die einzige



Form für die zionistischen landwirtschaftlichen Siedlungen nach dem Kriege bis 1921.

Doch gegenüber dem Opfermut dieser Pioniere darf nicht vergessen werden, daß die rumänischen und russischen Studenten und Kaufleute, die vor 50 Jahren in Petach Tikwah und Rischon, in Katra und Chaderah ihrer Zionssehnsucht leben wollten, und infolge Hungers, Seuchen und Kampfes zahlreich sterben mußten, unter weit schwierigeren Umständen begonnen haben. Ihre Kolonien sind jetzt die besten der jüdischen Neugründungen. Ob aber die national eingestellten Sozialisten, denen „ein Quadratmeter in der Ebene Saron mehr wert ist als die ganze Herrlichkeit des Tempels Salomons“, es weiterbringen? Zwischen diesen und den an der Klagemauer jeden Freitag betenden alten Juden ist eine große Kluft, die schon zu bitteren Kämpfen geführt hat. Wenn sie gar die Gewohnheit des Morgenländers annehmen, nichts zu verbessern, sondern alles zerfallen zu lassen, dann ist das Ende vorauszusehen.

Industriegründungen, die bei Landauer sich ja schön auf dem Bilde ausnehmen, können mit den teuren Löhnen, ohne arabische Hilfskräfte, die Konkurrenz schwer aufnehmen. Die „Universität“, die keine 200 Studenten hat, soll mehr „Forschungsinstitut“ sein. Die auf den Sanddünen bei Jaffa aufgebaute neue Stadt Tell Aviv, in der die Hauptmasse der Zionisten geblieben ist, kann doch nur ein schwacher Schatten von der gleichzeitig so planvollen, mutigen Gründung von Neu-Heliopolis am Nil mit seinen 80 000 Einwohnern, seiner Bischofskathedrale usw. sein.

Schon vor dem Krieg haben die Juden 15% der Bevölkerung Palästinas ausgemacht. Jetzt ist mit dem vielen amerikanischen Geld ihre Zahl im September 1926 auf 158 000 gewachsen, bei 78 000 Christen und 641 000 Mohammedanern und 10 000 Sonstigen. Das sind bei 887 000 Gesamtbevölkerung 17,8%. Auch wenn sich die Zahl der Juden verdoppeln sollte, wonach es noch gar nicht ausieht, so sind die andern immer noch die stärkeren. Nachdem Amerika seine Börse mehr zuzumachen beginnt und England der Gesamtlage durch Zurücktreten Rechnung trägt, dürfte das Anwachsen jüdischen Einflusses in Palästina viel schwerer sein. Das bessere Feld in den Ebenen ist schon zum Teil in ihren Händen, und doch leben nur 30 500 auf dem Lande, während 128 000, also mehr als  $\frac{4}{5}$  in den Städten geblieben sind. 10 000 mögen in den Farmen der zionistischen Organisation wohnen.

Ein Wiederaufbau Palästinas zur Aufnahme größerer Massen setzt voraus, daß man versucht, dem Gebirge durch Aufforstung und zähe Kulturarbeit brauchbaren Boden abzugewinnen. Ein schönes Beispiel ist die Arbeit, welche die italienischen Salesianerpatres in fünfzig Jahren auf dem schlechten Genoboden geleistet haben; hier fährt der Reisende auf dem Weg von Bet-Dschibrin bis Bet-Dschemal durch beginnende Waldungen. Ebenso wird die Aufforstung der Lazaristen auf besserem Genomanboden um Kubebe bewundert und zieht die hohe und niedere Welt von Jerusalem zur Sommerfrische nach diesem Wunderwerke hin. Bei solcher Arbeit, planmäßig von Fachleuten geleitet und von Organisationen getragen, kann in langen Jahren im Land noch manches gebessert werden.

Allein auch da sind von der Natur Schranken gezogen. Überall gilt der Kalkboden an sich als „Rauhe Alb“ als „Steinern Meer“. Ob die



nicht von religiösen Motiven getragenen Zionisten die Kraft aufbringen zu dieser jahrzehntelangen Kleinarbeit? Mit dem jetzigen oben geschilderten System? Schon manche sprudelnde Quelle, die reiche Wasser versprach, ist in Palästina verlaufen, die Bodenschwierigkeiten haben sie verschluckt.

Als ein weiterer Kulturfaktor neben den andern, schon lange tätigen ist der Zionismus zu begrüßen und hat Aussicht, noch an Boden zu gewinnen; aber, wenn er allein herrschen will, muß ihm von der Palästina-Kunde ein düsteres Zukunftsbild gezeichnet werden; er wird hinter seinem hochgesteckten Ziel weit zurückbleiben. Dr. Wiener hat recht, wenn er sagt: „Würde man nach bewährten kaufmännischen Erfahrungen und nach nationalökonomischen Gesetzen vorangehen, so müßte die Einwanderung schleunigst gesperrt werden, um dadurch zu erreichen, daß wenigstens den bisher Eingewanderten ein einigermaßen auskömmlicher Lebensunterhalt beschieden ist.“

Wer die Genügsamkeit eines Fellschen zur Regel für die Gesamtheit der einwandernden Juden machen will, kennt den Unterschied von Morgen- und Abendland nicht. Selbst dann würde das Land nicht zur Ernährung eines zur Herrschaft benötigten Zustromes von Einwanderern ausreichen. Es müßte zu innern Unruhen kommen, und so weit darf es keine englische Politik treiben lassen. Man kann nicht ein Pferd vorne, und eines hinten an den Wagen spannen. Als erstmals das Land unter Josue erobert wurde, sind im Süden die Bewohner rücksichtslos ausgeilgt worden. Heute sind solche Methoden nicht mehr möglich. Jedes Spiel der Wirtschaftskräfte hat sich aber nach der von der Natur vorgezeichneten Lage zu richten. Begreiflich daher, wenn die deutschen Juden nicht mitmachen wollen. Hinter Dr. Wieners Sätzen dürften die meisten deutschen Juden stehen: „Solange sich der Zionismus das Ziel steckt, aus der Heimstätte den zukünftigen Nationalstaat allmählich zu formen, solange er alles darauf anlegt, in die nationale Heimstätte alle Juden der Welt politisch und hebräisch-kulturell einzubeziehen, oder anders gependet — solange der Zionismus auch den deutschen Juden als im ‚Galuth‘ (in der Verbannung) anspricht, wird der jüdische Deutsche es weit von sich weisen müssen, den nationalen Palästinaaufbau zu fördern.“ Doch liegen diese Gedanken schon außerhalb unserer Betrachtung.

Der Zionismus offenbart sich als eine Erscheinung des allgemeinen Nationalismus, der bei so vielen an Stelle der Religion treten will.

Nur ist es tragisch, wenn man gerade im Ursprungslande des Judentums und Christentums ohne Religion auskommen will. Gewiß haben Zionisten dem Verfasser eingeworfen: „Wer solchen Idealismus aufbringt, wie viele Zionisten, und solche Opferkraft, der hat Religion, auch wenn er azeremoniell und unrituell ist!“ Daß manch ein religiöser Nachhall noch bei vielen mitwirkt, entgegen ihren unreligiösen Worten, mag zugegeben werden. Jedenfalls besteht aber ein Widerspruch mit dem Glauben der Väter und der ganzen Geschichte des Judentums.

Mit diesem Endurteil dürfen wir jetzt eine kleine Reise durch Palästina machen und die Veränderungen sehen, die die jüdische Arbeit im Lande geschaffen. Es wird uns leicht gemacht durch das Zionistische Informationsbureau (Z. J. B.). Wir fahren mit dem Auto zur Hauptpost in Jerusalem.



Gegenüber ist ein großer Uhrturm. In diesem ist das Büro der Zionisten untergebracht. In deutscher, englischer, französischer, hebräischer und andern Sprachen können wir Broschüren mit allen Angaben erhalten. Reiserouten zum Besuch der jüdischen Kolonien sind genügend angegeben. Nachdem wir dem Führer ein Ziel gesagt, können wir einen Blick in unsere Propagandawerkchen werfen. Der Freund der Statistiken, die ja so leicht täuschen können, kommt auf seine Rechnung. Die Einnahme des palästinensischen Grundfonds, der Keren Hajessod, die Juli 1920 in London auf der zionistischen Jahreskonferenz gegründet worden ist, sehen wir bis Juni 1927 auf drei Millionen englische Pfund hinaufklettern. Die Ausgaben werden verteilt auf die einzelnen Zweige.

Landwirtschaftliche Kolonisation . . . . .	31 %
Schulen, Universität, Technikum, Nationalbibliothek	19 %
Einwanderung . . . . .	12 %
Gesundheitswesen und Sanierung . . . . .	8 %
Öffentliche Arbeiten . . . . .	8 %
Investierungen . . . . .	8 %
Religiöse Zwecke . . . . .	3 %
der Rest auf administrative Zwecke.	

Noch eingehender spezifiziert ist das Budget für 1926/27, insgesamt 668920 englische Pfund.

Die Gesamtzahl der ländlichen jüdischen Siedlungen wird auf 120, der zionistischen auf 44 angegeben, die Zahl der eingewanderten Juden seit dem Waffenstillstand auf 100 000. Von Ausgewanderten fand ich trotz eifrigen Suchens nichts in den Broschüren. Das Schulwesen „blüht“; von 1064 im Jahre 1914 stieg die Zahl der Schulkinder auf 18 500.

Unterdessen beschreiben wir einen Kreis um Jerusalem. Es ist richtig: eine jüdische Kolonie neben der andern: Talpilot sehen wir vor uns am Weg nach Bethlehern, Mosche Montefiore westlich davon. Bet Hakerem mit den modernen Spielplätzen, Mekor Chaim, Neve Jakob im Norden, Romema, Kiriat Mosche im Westen. Noch viele andere Namen zeigt die neue Vermessungskarte des Survey Office 1926. Mit Staunen sehen wir auf der aus 37 Fliegeraufnahmen zusammengesetzten Karte beim Gouverneur von Jerusalem, daß die Häuser der jüdischen Kolonien die ganze Stadt umgeben, wie einst der Wall des Titus die Mauern der Altstadt. Nur der Ölberg ist noch frei.

Doch nein, dort ist ja die hebräische Universität, die so feierlich eingeweiht wurde. Lord Balfour und Feldmarschall Allenby waren anwesend. Die meisten Abteilungen der Universität finden sich zwar auf der Westseite der Stadt, dort wo die Leute wohnen. Es ist immer gut, wenn die Kirche nicht zu weit weg von den Leuten steht, und so ist auch der prächtige Aussichtspunkt nicht das, was Studenten anzieht, die in Sonnenhige da zur alma mater judaica hinaufwandern sollen. Oder hat man von vornherein auf die Studenten verzichtet? Das Erdbeben hat allen Gebäuden auf dem Ölberge übel mitgespielt. Der Hohe Kommissär flüchtete aus der Kaiserin-Augusta-Viktoria-Stiftung nach Tantur; die Kirchen am Ölberg müssen neu gebaut werden. Die jüdische Nationalbibliothek wird, soviel wir beim Besuch sahen, fleißig be-



nugt. Knaben- und Mädchenschulen samt Lehrerseminar sind im Umkreis. Es ist nicht leicht, jemand in dieser Gegend zu finden. Hausnummern suchten wir vergebens; ob alle Juden des Viertels einander kennen, ist uns sehr fraglich, nachdem wir selbst nach Professoren und Seminarlehrern uns vergeblich erkundigt haben.

In der Prophetenstraße ist das große Krankenhaus der Hadassah, einer Organisation, die 4 jüdische Hospitäler mit 370 Betten, 50 Polikliniken und einige Laboratorien unterhält. 1926 wurden darin 10 041 Personen behandelt, in 11 068 Fällen in den Kliniken geholfen, 102 167 Analysen gemacht, von Hadassahdoktoren 38 498 Hausbesuche unternommen. Daneben gibt es eine Arbeiter-Krankenkasse, die 2 Spitäler im Land und 2 Erholungsheime unterhielt mit 14 000 Mitgliedern.

In der Ben Jehudastraße finden wir ein landwirtschaftliches Museum der Zionisten. Wir werden eingeladen zur Besichtigung eines jüdischen Steinbruchbetriebes; Jerusalem hat ja gute Steine verschiedenster Sorte: den Der Jassini, den Meleke, den Mizzi helu, den Mizzi achmar, den Kakuhe. Alle haben ihren besondern Wert. Unsere Kiste wurde ordentlich schwer bis zur Heimfahrt. Teppichknüpferei ist echt orientalisches, Blindenwerkstätten sind dagegen ganz christlich, Metallwarenfabrik Salzmann macht ganz europäischen Eindruck.

An einem andern Tag suchen wir die Gegend von Jaffa und die Saronebene auf, ein Zentrum jüdischer Kolonistenarbeit. Untertwegs fällt uns auf, daß auf diesem steinigem Kalkboden des Cenoman, den wohl christliche Siedlungen wie el Kubebe umwandeln wollen, allerdings mit mühsamer, geduldiger Arbeit, kaum jüdische Ansiedlungen sind. Eine Konservenfabrik und eine Kwozah (mit einer Ziegelei), das ist alles. Tell Aviv gilt unser erster Besuch. Wir freuen uns, daß uns ein vom Auto durch das Fenster vornen gemachte Zufallsaufnahme in der Herzlstraße so gut gelungen ist. Bäume rechts und links, moderne Häuser, ein Gymnasium, Krankenhaus, einige Fabriken, Ruthenbergs Elektrizitätswerk, hebräisches Theater, Ausstellungsgebäude sind vorhanden. Ja selbst das Familienstrandbad fehlt nicht. Wer hätte, als 1909 einige Jaffaer Juden hier auf Dünen sand Häuser gebaut, gedacht, daß Tell Aviv 1927 schon 45 000 Einwohner zählen würde? Doch als wir in Ägypten Heliopolis sahen, verschwand das Staunen. Auch Dr. Wiener zieht diesen Vergleich. Immerhin ist Tell Aviv für die zugewanderten Ostjuden und den sozialistischen Stadtrat eine Tat. Wenn das Fortschreiten den Anfängen entspricht, ist Tell Aviv ein Aktivposten. Aber die große Arbeitslosigkeit, die zunehmende Auswanderung, die Streiks erregen Bedenken, zumal die Lage an einem schlechten Hafen den Verkehr nach Haifa lenken muß. Die Lust, auf das Land zu ziehen, ist anscheinend doch nur bei einem Teil vorhanden.

Fahren auch wir auf das Land, auf den von den Engländern mustergültig hergerichteten Straßen. Man traut seinen Augen kaum, wenn man die Asphaltierung fast auf der ganzen Länge von Jaffa nach Jerusalem geplant und halb durchgeführt sieht. Unangenehm ist nur die Übergangszeit; man muß auf die Nebenwege ausweichen. Zwischen den Kaktushecken ist an den Kamelen und scheuenden Pferden nicht leicht vorbeizukommen. Alle Achtung vor einem Beduinenscheich, der in solcher Lage mit Ruhe, ohne ein Wort zu sagen, sein



hochsteigendes Roß an unserem schnaufenden Wagen vorbeizwang. Wir sind bald in der alten vorzionistischen jüdischen Kolonie angelangt. 1870 hatte die Alliance Israélite Universelle die Knabenschule Mikwe Israel gegründet. Vor der großen Düne südlich Jaffas liegt die Weinzentrale Rischon Lezion, 1882 erbaut. Herrlich ist die herangewachsene Palmenallee. 2000 Juden sind hier angesiedelt. Fast ebensoviele bewohnen Rechobot, das im Süden mitten aus Orangenwäldern hervorschaut. Nach dem Gründer des Zionismus wurde ein Wald aus Eukalyptus und andern Bäumen „Herzlwald“ benannt, neben einer zionistischen Gründung einer Kibuzah, östlich des uralten Ekron. Auch Juden aus dem Jemen in Südarabien treffen wir in größerer Zahl, die sich äußerlich stark von den polnischen Juden unterscheiden.

Nach Besuch der deutschen Kolonie Sarona, östlich Jaffa, können wir nach Norden umbiegen. In einem großen Wald von Orangenbäumen liegt die blühendste Kolonie der Juden, das 6000 Einwohner zählende Petach Tikwa, 1878 von Jerusalem aus gegründet. Wenn das Wetter günstig ist, können wir es wagen, die Kolonien um das alte Cäsarea herum aufzusuchen. Bei Regen versinkt das Auto im Sumpf. Am Ausfluß des Nahr Iskanderune sind ja immer hinter den Dünen offene Sümpfe, aber auch sonst erweicht sich bei Regen der Lehm Boden der Saronebene. Rothschild Palestine Jewish Colonisation Association („Pica“ abgekürzt) hat großen Bodenbesitz hier erworben und Sichron Jakob 1882 gegründet. Es mußte viel entsumpft werden, ehe die 1500 Kolonisten untergebracht werden konnten.

Dr. Wiener hat recht, wenn er nicht alles auf Konto „Zionismus“ gesetzt haben will. Die alten, ruhigen Arbeiten dürfen bei der lauten Reklame der Jüngstgekommenen nicht vergessen werden. 40% alles jüdischen Bodens ist in Händen der „Pica“. Am Karmel entlang sehen wir die Kreuzfahrerruinen von Ullit. Heute ist hier die einzige Salzfabrik Palästinas, die allein die Konzession zur Salzgewinnung hat. Sie ist in jüdischen Händen.

Um den Karmel herum drängen sich auf schmaler Ebene Straße und Eisenbahn. Endlich liegt Haifa vor uns. Wird es ein großer englischer Kriegshafen werden, wie man in Zeitungen las? Die geradlinige Küste von Ägypten herauf wird hier erstmals von einer Bucht unterbrochen. Das zeigt, daß die den Nil sand heraufführenden Strömungen hinter dem Karmelvorgebirge nicht mehr mächtig genug sind, um alles wie früher einzuschwemmen. Ob aber nicht einmal der Zeitpunkt kommt, wo diese unheimlichen Kräfte doch auch hier sich zeigen werden? Vorläufig soll jetzt Haifa das Einfallstor der Zionisten werden. Hier werden die Einwanderer in eigens hergestellten Baracken empfangen. Die anschließende Haifabucht und die Jesraelebene ist das Zentrum des Zionismus, hier sind die meisten seiner Siedlungen und Versuche. Ein Blick auf die Propagandakarte zeigt, daß man illustrieren will, was im Führer zu lesen ist: „Der größte Teil der Küstenebene zwischen Haifa und Akko ist in jüdischem Besitz. Von Haifa an ist fast bis Nazareth der ganze Boden zwischen Straße und Eisenbahn und über diese hinaus jüdisches Eigentum, größtenteils des R. K. L.“ (Keren Kajemeth Lejissraël, eines jüdischen Bodentauffonds). Bei Nazareth bemerkt der Führer: „Nach Verlassen der Berge betritt man jüdischen Boden, den man bis Akule nicht mehr verläßt.“ Um diesen Eisenbahnknotenpunkt in der Jesraelebene und in dem anschließenden Tal des Dschalud ist die Karte



ganz schwarz, ein Zeichen, daß der Boden im Besitz der Zionisten ist. Kurz, von Haifa bis zum Jordan dehnt sich die Hauptfront des Zionismus aus. In Haifa selbst soll die Hälfte der 30000 Einwohner Juden sein. Die Lage ist nicht ungeschickt gewählt. Guter Boden wurde gewonnen. Um so mehr fällt auf, daß das umschlossene Gebirge Judäas und Samarias von der nun Emek genannten Ebene fast bis Jerusalem judenfreies Gebiet ist. Also dort, wo die Frage entschieden werden muß: Kann Palästina bestiedelt und aufgebaut werden? hat man noch gar nicht begonnen. Da hat man die Fellachen noch ganz ungestört gelassen. Oder scheut man die schwierigen Umstände, da man ganz Orientale werden muß, um nur leben zu können?

Es ließe sich allerlei von der Fahrt durch die Jesraelebene und das Dschaludtal erzählen. Manch großer Bau steht da, noch mehr aber einfache Arbeiterhäuser bis zu den allerprimitivsten Hütten. Man hört von Zufriedenheit, aber auch von entsegllicher Not. Unser Chauffeur, der wie alle Araber kein Judenfreund war, hatte fast Mitleid mit diesen Kolonisten. Ein Endurteil kann nur ein gut Eingeweihter abgeben.

Auf dem Weg nach dem Judenzentrum Liberias am See Genesareth mit seinen 10000 Juden beobachteten wir die Arbeiten an dem großen Ruthenberg-Elektrizitätswerk, das durch Benugung des ausfließenden Jordantwassers ganz Palästina mit Licht- und Kraftstrom versehen soll. Ob für die Bewässerung des Jordantales etwas geleistet werden kann, muß sich noch zeigen. Nicht Elektrizität ist in Palästina das Nötigste, sondern Wasser!

Während wir am See mit seinem wunderbaren Farbenspiel vorbeifahren, taucht die Erinnerung an den hier entstandenen Talmud auf. Auch unsere Vulgataübersezung des hl. Hieronymus führt uns in diese Gegend, wo der Heilige in den Besitz der alten Handschriften zur Bibelübersezung kam. Unser Heiland selbst ist wohl nie an diese Westufer von Liberias gekommen, da zu seiner Zeit die Juden die neue, auf Friedhoferde gebaute Stadt des Herodes mieden. Weiter im Norden sind nur Siedlungen alten Typs, keine zionistischen.

Merkwürdig, daß man in den redseligen zionistischen Führern die 15000 Juden zählende Bergstadt Saphet, die im Talmud eine große Rolle spielt, aus der einst der Messias kommen soll, nur mit einer allgemeinen Zeile erwähnt ohne Zahlenangabe. Von dem zwei Stunden dahinter liegenden jüdischen Wallfahrtsorte Merom schweigen alle Büchlein der Zionisten. Und doch soll da das Grab des Hillel nebst sechsunddreißig seiner berühmtesten Schüler sein, ebenso das Grab Schammais und vieler andern im Talmud hochangesehenen Rabbiner. Sollte diese Welt den Zionisten so fremd geworden sein? Bis hinauf zur Grenze, gegen die uns die Rothschildstraße führt, gehen die alten Siedlungen.

\* \* \*

Es schaut unser Auge weithin über die Lande. Drüben die Vulkantrümmer des Dscholan und Hauran, überragt von dem imponierenden Wächter des Heiligen Landes, dem vielbesungenen Hermon mit seinem schneeweißen Haupt, drunten die blauen Seen, von Liberias und der Hulesee; dazwischen senkt sich das Gebirge von beiden Seiten, um sich die Hände zu einer Naturbrücke, genannt nach den „Töchtern Jakobs“, zu reichen. Doch es ist Zeit, daß wir auch



die Geschichte des Zionismus und des jüdischen Aufbauwerkes in Palästina ein wenig durchblättern.

Uralt ist die poetische und religiöse Sehnsucht des Judentums nach dem „Gelobten Lande“. Uralt der Versuch, mit Mitteln der Politik zwischen Weltmächten sich Vorteile im Lande zu verschaffen. Uralt das Streben des Judentums, sich in den Wirtsländern der Diaspora bürgerlich durchzusetzen und zu befreien. Doch all das löste die jüdische Frage nie. Da kam von dem modernen Nationalismus ein neuer Strom. Als ersten Ausdruck sehen wir die Gründung von „Zionsfreunden“, den „Chowewe Zion“. Die als „Bilu“ bezeichneten Studentengruppen aus Rumänien und Rußland begannen in den achtziger und neunziger Jahren die ersten Siedlungen in Palästina. Wir haben sie ja kennen gelernt. Nach bedeutenden Schwierigkeiten haben sie es zu einer verhältnismäßig großen Blüte gebracht.

In Osteuropa und Palästina erlebte die hebräische Sprache eine Wiedergeburt. Da rief Theodor Herzl zum ersten Zionistenkongreß auf, der in Basel zusammentrat. Wir erinnern uns noch der stürmischen Versammlungen der jüdischen Studentenschaft, als wir 1902/3 in München studierten. Es war eine tiefe Gärung, ein heißes Ringen. Unterdessen griff Baron Edmund Rothschild in die Wirtschaft Palästinas ein. Seine Stiftung „Ica“ arbeitete erfolgreich, besonders in Galiläa. Mit ihr zusammen ging die Stiftung des aus München stammenden Baron Hirsch. Seit 1925 gibt es nur eine nichtzionistische Organisation, die Nachfolgerin der genannten, die „Pica“ (Palestine Jewish Colonisation Association). Herzl organisierte unterdessen weiter und gewann politische Sympathien in England. Zuerst bot dieses Kolonisation auf der Sinaihalbinsel an, wo ja jetzt wieder militärisch eifrig gebaut wird; dann 1903 ein Gebiet in Innerafrika, in Uganda, wo heute die katholische Kirche eine so blühende Negermission unter Leitung der Weißen Väter hat und wo die ersten Negermartyrer ihr Leben für den Glauben opferten. Die Zionisten hielten an Palästina fest und lehnten Afrika ab. Herzl starb bald darauf 1904. Es wurde nun eine Bank geschaffen: „Jewish Colonial Trust“ und die „Anglo Palestine Co.“ in Palästina. Daneben 1908 ein Bodenauffond, der Keren Kajemeth Leisrael. Die ersten Landwerbungen dieses K. K. L. erfolgten unter dem Leiter Dr. Ruppin. Die alten einsässigen Juden suchte man zu produktiveren Berufsarten herüberzuziehen, erstellte jüdische Stadtviertel und begann 1909 den Bau einer Stadt in Tell Aviv mit Hebräisch als einziger Umgangssprache. 1913 wurde das zionistische Schulwerk geschaffen. Dann kam der Weltkrieg. Den Bemühungen Dr. Weizmanns gelang es, 1917 vom englischen Außenminister Balfour namens der englischen Regierung die berühmte Erklärung zu erlangen: Schaffung einer nationalen Heimstätte in Palästina für das jüdische Volk, als Ziel der englischen Politik. Andere Mächte folgten mit ähnlichen Erklärungen; im Frieden 1919 wurde all das samt dem historischen Recht der Juden an Palästina anerkannt und England als Mandatar des Völkerbundes in Palästina aufgestellt. Eine jüdische zionistische Zentrale, die „Jewish Agency“ wurde offiziell beglaubigt und bekam bestimmte Vollmachten; von ihr wurde die Arbeit nach dem Kriege systematisch weitergelenkt. Die Leitung des Aufbauwerkes liegt in Händen der zionistischen Organisation, an deren Spitze der alle zwei Jahre zusammentretende Zionisten-



Kongreß steht; 1927 tagte zu Basel der fünfzehnte. Hier wird ein „Zionistisches Aktionskomitee“ und die „Zionistische Exekutive“ gewählt mit Sitz in London und Jerusalem. Das zentrale Finanzinstrument ist der „Keren Hayessod“ (K. H.) Sein Budget 1926/27 haben wir ja kennen gelernt. —

Unterdessen sind wir an der Grenze Palästinas angelangt und hören das unangenehme Wort: „Paßrevision!“

Während man den englischen Unteroffizier in dem kleinen Metullah lange sucht, kommt ein jüdischer, zehnjähriger, schwarzäugiger Junge an unser Auto und gibt zu unserem Erstaunen auf deutsch auf alles Antwort. Da drängt sich bei der Abfahrt wieder die Hauptfrage auf: „Was ist es eigentlich mit diesem jüdischen Nationalismus?“ Wenn die nationallistischen Zionisten sich durchsetzen, werden die deutschen und französischen usw. Juden zu Juden zweiten Grades herabgedrückt, die nur zahlen sollen. Wenn diese Juden aber als Deutsche, Franzosen usw. vollauf Staatsbürger werden sollen, wollen die Zionisten in Palästina „Palästinener“ sein in dem Sinn, daß sie auch Araber und Christen als gleichberechtigte Glieder des einen Staates ansehen? Vorläufig geht man diesen Fragen aus dem Wege und schweigt. Denn die Alltagsnot läßt die Gegensätze ruhen, aber einmal muß Klarheit kommen. Dann werden sich die gewaltigen Gegensätze zeigen, die bei diesem jüdischen Palästinawerk mitspielen. Welche Richtung siegen wird, ist noch im Dunkeln. Eines aber scheint uns aus Geschichte und Offenbarung klar: Jeder Nationalismus ohne Religion, jeder Nationalismus, der sich an Stelle der Religion, an Stelle Gottes setzt, wird für sich und andere ein Fluch. Er ist ein Antichrist; wer so denkt, ist auch Antijude. Ihm ist des letzten jüdischen Propheten letztes Wort gewidmet, wenn durch seinen Mund der Herr zur Gottestreue und Befestrestreue ermahnt, „damit ich nicht, wenn ich erscheine, das Land zum Untergang verdammen muß“ (Mal. 3, 24). Dieses „percutiam terram anathemate“ wollte uns auf der ganzen Reise durch das ehemals „Gelobte Land“ nicht aus dem Sinne kommen; es klingt in den Ohren beim Anblick der kahlen Höhen, an die auch der Zionismus sich noch nicht herangewagt.

Robert Koeppel S. J.